

Zeitschrift: Medienwissenschaft Schweiz = Science des mass média Suisse
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft
Band: - (2005)
Heft: 2

Artikel: Differenzierung statt Disziplinierung
Autor: Marchart, Oliver
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-790721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oliver Marchart

Differenzierung statt Disziplinierung

Zum Problem von Fachgrenzen anhand der basis theoretischen Modelldifferenz von «Kultur» und «Kommunikation»

In diesem Aufsatz wird die These vertreten, dass die innerdisziplinäre Ausdifferenzierung in (sozialwissenschaftliche) Kommunikationswissenschaften und (kulturwissenschaftliche) Medienwissenschaften eine inhaltliche Bereicherung der Disziplin darstellen kann und aus diesem Grund nicht im Sinne der einen oder anderen Seite einzuebnen ist. Der Aufsatz geht dieser These anhand einer Untersuchung der grundlegenden oder basis theoretischen Modelldifferenz in Bezug auf das jeweilige Kommunikationskonzept der beiden «Subdisziplinen» nach. Beide bringen ein jeweils anderes Basismodell von Kommunikation in Anschlag: die Kommunikationswissenschaften basieren wesentlich auf dem von J. Carey so genannten transmission view of communication, während die kulturwissenschaftlich orientierten Medienwissenschaften dem ritual view of communication anhängen. Der Aufsatz untersucht die Differenz beider Modelle vor allem anhand einer Darstellung des letzteren und plädiert dafür, nicht nur die Differenz zwischen den Modellen zu betonen, sondern vor allem auch deren Komplementarität.

1 Die Problematik: Transdisziplinarität versus Disziplinierung

Das akademische System des deutschsprachigen Raums ist von einem merkwürdigen Auseinanderklaffen von Realität und Anspruch gekennzeichnet. Auf *semantischer* Ebene ist die Selbstdarstellung zumindest human- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen als inter- oder transdisziplinär fast schon unumgänglich, während auf *funktionaler* Ebene die Disziplingrenzen strikt überwacht werden, so dass «Migrationsbewegungen» zwischen den Disziplinen institutionell eher unterbunden als gefördert werden. Die Medien- und Kommunikationswissenschaften sind als relativ junge Disziplin, die ihren (Selbst-)Disziplinierungsprozess noch nicht abgeschlossen hat, in diesem *double bind* gefangen. Sie stehen sowohl unter einem institutionellen Disziplinierungsdruck als auch unter einem zumindest semantischen Transdisziplinierungsdruck. Sollen sie nun ihre real existierende interdisziplinäre Geschichte und Gegenwart als relativ junge Disziplin als ein asset verstehen und unter dem neuen Begriff der Transdisziplinarität ausspielen, oder sollen sie ihr Profil zu stärken versuchen, indem sie ihre Aussengrenzen deutlicher festlegen. Denn das Problem, mit dem die Kommunikations- und Medienwissenschaften konfrontiert sind, besteht ja genau darin, dass Disziplingrenzen, um überschritten werden zu können, bereits festgelegt sein müssen. Wo sie nicht festgelegt sind, kann Theorienvielfalt hingegen als Theorienbeliebigkeit erscheinen.

Ich möchte im Folgenden von der These ausgehen, dass die Festsetzung solch disziplinärer Grenzen nur über ein rigides Grenzregime der «nachholenden Disziplinierung» zu erreichen und aus ebendiesem Grunde zu verwerfen ist, weil sie die *Produktivität* eines wirklich transdisziplinären Ansatzes, zu dem die Kommunikations- und Medienwissenschaften beste Voraussetzungen bieten, zerstören würde. Der durchaus berechtigte Ruf nach einer Festigung der disziplinären

Identität – der Kommunikationswissenschaften international wie auch der Kommunikationswissenschaften in der Schweiz – sollte nicht zur Disziplinierung der Vielfalt kommunikations- und medienwissenschaftlicher Ansätze führen im Sinne einer disziplinären oder besser: disziplinatorischen Abschliessung nach aussen und damit gleichsam auch Selbst-Einschliessung nach innen. Stattdessen, so schlage ich vor, sollte die scheinbare Schwäche des verspäteten Disziplinierungsprozesses zur eigentlichen Stärke gemacht werden, indem die blosse Semantik der Transdisziplinarität auch innerdisziplinär beim Wort genommen, d.h. operationalisiert und institutionalisiert wird.

Dieser Schritt birgt freilich in sich die Gefahr, in Methodenbeliebigkeit und ein blosses Plündern des human- und sozialwissenschaftlichen Theorienfundus abzugleiten – also in die Auflösung aller Disziplingrenzen. Wie liesse sich dieser Gefahr gänzlich «undisziplinierter» oder gar «disziplinloser» Beliebigkeit entgegenarbeiten? Nun, zuallererst kann dieser Gefahr nur auf Ebene der alltäglichen wissenschaftlichen Praxis entgegengearbeitet werden. Doch jede Praxis ist geleitet von einem bestimmten Selbstbild, einer Vorstellung ihrer selbst, sei diese nun klar oder verschwommen, hinterfragt oder nicht-hinterfragt. Diese Praxis bzw. dieses Selbstbild drückt sich aus und bestimmt sich im Verhältnis zum Basismodell der jeweiligen Disziplin oder Sub-Disziplin. Damit soll nicht gesagt sein, dass jede Disziplin nur ein einziges theoretisches Grundlagenmodell besitzt, über das ihr jeweiliger Gegenstandsbereich verstanden und untersucht wird. Aber es gibt doch Modelle, die sich historisch durchgesetzt haben und dominant wurden – in den Kommunikationswissenschaften z.B. die Lasswellsche Kommunikationsformel (Laswell 1948) – und dann als wie auch immer modifizierter Ausgangspunkt weiterer Unternehmungen dienen und besonders in Einführungsbänden und Proseminaren als ein solcher Ausgangspunkt tradiert werden. Ein solches Modell lässt sich deshalb als diszip-

linäres *Basismodell* bezeichnen, weil es im Wesentlichen dazu dient, den weitesten Gegenstandshorizont einer Disziplin abzustecken: d.h. im Fall der Kommunikationswissenschaft: die *Kommunikation* in all ihren Ausformungen und Institutionalisierungen. In solchen Basismodellen haben sich die Grundannahmen einer Disziplin bezüglich ihres eigentlichen Gegenstandes sedimentiert, was zur Folge haben kann, dass ebendiese sedimentierten Grundannahmen nicht weiter hinterfragt oder thematisiert werden.¹ Das bedeutet nicht, dass sich alle Unternehmungen einer Disziplin nun *explizit* auf ein bestimmtes Modell beziehen müssten (z.B. das Laswellsche Kommunikationsmodell und seine Erweiterungen), aber es kann bedeuten, dass ein bestimmtes Modell und dessen grundlagentheoretischen Implikationen als selbstverständlicher und unhinterfragter Horizont solcher Unternehmungen akzeptiert werden.

2 Die paradigmatische Modelldifferenz von Medien- und Kommunikationswissenschaften

Ich möchte nun genau diese Frage des Basismodells der Kommunikations- und Medienwissenschaften (re-)thematisieren, um darüber zu einem Vorschlag zu gelangen, wie die Grenzen der Disziplin gezogen werden können, ohne dabei allzu viele Ausschlüsse zu produzieren (d.h., wie zugleich der *Disziplinierung der Disziplin* Grenzen gezogen werden können). Dazu möchte ich von folgender Beobachtung ausgehen: Wenn man die gegenwärtigen Debatten der Kommunikations- und Medienwissenschaft bezüglich der eigenen Disziplingrenzen verfolgt, lässt sich feststellen: Weder gibt es *ein* uneingeschränkt herrschendes Basismodell, noch gibt es eine unübersichtlich beliebige Vielfalt von Modellen (und also gar kein Basismodell), sondern wovon man wohl ausgehen muss, ist eine paradigmatische oder grundlegende Modelldifferenz. Das heisst, es gibt, so scheint es zumindest auf den ersten Blick, zwei differierende Basismodelle oder Vorstellungen von Kommunikation. Die eine Vorstellung ist die bereits angesprochene klassische Laswellsche und Post-Laswellsche von Kommunikation als Verhältnis zwischen – im Wesentlichen – den Instanzen von Sender, Medium, Botschaft und Empfänger. Die andere ist eine stärker kulturwissenschaftliche Vorstellung von Kommunikation als kultureller Prozess.

Um zu verstehen, dass die Differenz zwischen diesen beiden Grundmodellen keine beliebige, sondern eben eine basale oder grundlegende Differenz ist und sie deshalb mit gewissen Inkompatibilitäten (über die Kompatibilitäten wird noch zu sprechen sein) einhergeht, empfiehlt es sich, von der Beschreibung dieser Differenz durch den amerikanischen Medien- und Kulturwissenschaftler James Carey auszugehen. Carey differenziert zwischen dem *transmission view of communication*, wie man ihn bei Laswell oder bei Shannon und Weaver (1949) findet, und dem *ritual view of communication*, wie man ihn in anthropologischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen findet. Während der erste

Ansatz unter Kommunikation wesentlich den Vorgang der Übermittlung oder Übertragung von Botschaften versteht (deshalb *transmission view*), versteht der zweite unter Kommunikation eine Praxis, die auf dem Feld der Kultur Gemeinschaft (*community*) und Identität konstituiert.² Dazu Carey:

«The transmission view of communication is the commonest in our culture – perhaps in all industrial cultures – and dominates contemporary dictionary entries under the term. It is defined by terms such as ‘imparting,’ ‘sending,’ ‘transmitting,’ or ‘giving information to others.’ It is formed from a metaphor of geography or transportation.» (Carey 1992: 15)

Diesem Transmissionsmodell von Kommunikation steht laut Carey das Ritualmodell von Kommunikation gegenüber:

«The ritual view of communication, though a minor thread in our national thought, is by far the older of those views – old enough in fact for dictionaries to list it under ‘Archaic.’ In a ritual definition, communication is linked to terms such as ‘sharing,’ ‘participation,’ ‘association,’ ‘fellowship,’ and ‘the possession of a common faith.’ This definition exploits the ancient identity and common roots of the terms ‘commonness,’ ‘communion,’ ‘community,’ and ‘communication.’» (18)

Wird im ersten Modell Kommunikation wesentlich verstanden als Prozess des Informationsaustauschs, so handelt es sich beim zweiten Modell um eines von Kommunikation als Kultur, was nicht zuletzt im Titel von Careys Buch programmatisch anklingt: *Communication as Culture*. So ist Carey zufolge der archetypische Fall von Kommunikation im Transmissionsmodell die Übertragung von Botschaften über geographische Distanz, während der archetypische Fall eines Kommunikationsereignisses im Kulturmodell das Ritual als Zeremonie ist, welche Menschen zusammenbringt und darüber Gemeinschaft, letztlich soziale Identität stiftet. Aus Perspektive dieses Kulturmodells von Kommunikation verbreiten etwa Tageszeitungen oder Nachrichtensendungen nicht nur Information, sondern sie inszenieren vor allem ein Drama. Sie beschreiben, so Carey, nicht die Welt, wie sie ist, sondern inszenieren ein Schauspiel dramatischer Kräfte und Aktionen, was uns zur Teilnahme an dieser Inszenierung und zur Übernahme bestimmter Rollen auffordert: «*News reading, and writing, is a ritual act and moreover a dramatic one.*» (20)

3 Halls Kodieren/Dekodieren-Modell von Kommunikation

Von ganz ähnlichen Überlegungen ausgehend erarbeitete man in den 1970er-Jahren am Birminghamer *Centre for Contemporary Cultural Studies* ein inzwischen sehr bekannt gewordenes Kommunikationsmodell, das im Vergleich zu jenem Careys den Vorzug gröserer Operationalisierbarkeit hat. Die Rede ist vom encoding/decoding-Modell Stuart Halls:

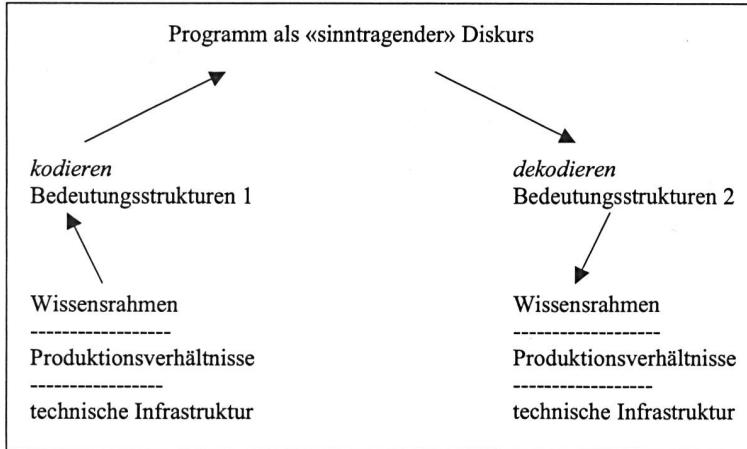


Abbildung 1: Das Kodieren/Dekodieren-Modell Stuart Halls

Aus: Hall, Stuart (2004): Ideologie, Identität, Repräsentation. Hamburg: Argument

Dieses Ritual- oder Kulturmodell von Kommunikation, wie es Hall (2004) vorschlägt, scheint auf den ersten Blick allerdings wesentliche Aspekte des Transmissionsmodells weiterzuführen. Was fortgesetzt zu werden scheint, ist die Grundvorstellung, dass eine Medienbotschaft ihren Ausgangspunkt in einem medialen Apparat oder einer Institution nimmt – hier indiziert durch die Trias: Wissensrahmen, Produktionsverhältnisse und Infrastruktur –, auf Basis bestimmter Bedeutungsstrukturen oder Diskursregeln kodiert wird, auf diese Weise als sinntragender Diskurs (als Programm oder Nachricht) zirkuliert und von einem Empfänger, der selbst wiederum ausgestattet ist mit einem Apparat aus Wissensrahmen, Produktionsverhältnissen und Infrastruktur, auf Basis eigener Bedeutungsstrukturen dekodiert wird. Hall setzt sich jedoch explizit ab von dieser Interpretation seines Modells:

«Die Massenkommunikationsforschung hat den Kommunikationsprozess traditionellerweise als Kreislauf oder Schleife konzeptualisiert. Aufgrund seiner Linearität – Sender/Nachricht/Empfänger –, seiner Ausrichtung auf die Ebene des Nachrichtenaustauschs und des Fehlens einer strukturellen Verbindung der unterschiedlichen Momente als einer komplexen Beziehungsstruktur ist dieses Modell häufig kritisiert worden. Doch ist es denkbar und auch sinnvoll, diesen Prozess als eine Struktur aufzufassen, die durch die Artikulation miteinander verbundener, aber eigenständiger Momente produziert und aufrechterhalten wird: Produktion, Zirkulation, Distribution/Konsum, Reproduktion. Dies hieße, den Prozess als <komplexe, dominante Struktur> zu verstehen, die durch die Artikulation miteinander verbundener Praktiken entsteht, von denen jede in ihrer Unverwechselbarkeit erhalten bleibt und ihre spezifische Modalität, ihre eigenen Existenzformen und -bedingungen hat.» (Hall 2004: 66)

Hall entwickelt hier aus dem Transmissionsmodell wenn schon kein Ritualmodell, so doch ein Modell, das den diskursiven und damit kulturellen Prozess der Bedeutungsproduktion *an allen Stationen* von Kommunikation ins Zen-

trum rückt. Er betont ausdrücklich, dass auch die medialen Apparate «in Form von symbolischen Trägern» auftreten, «die gemäß dem Regelwerk der <Sprache> gebildet werden» (66). Dabei sind die einzelnen Stationen des Kodierungs/Dekodierungsprozesses relativ autonom. Sie alle sind notwendig, damit Kommunikation zustande kommen kann, und doch kann jede einzelne «eine eigene Bruchstelle oder Störung des Austauschs konstituieren» (67). Die alle einzelnen Stationen *verbindende* Totalität wird Hall zufolge «durch die gesellschaftlichen Beziehungen des umfassenden kommunikativen Prozesses insgesamt gebildet» (68). Wir müssen uns die Bedeutungsstrukturen oder Kodes, die in den beiden Momenten

der Kodierung und Dekodierung zum Einsatz kommen, somit als Bestandteile dieser diskursiven gesellschaftlichen Totalität vorstellen. Einfach ausgedrückt stellt sich der Kommunikationsprozess dann folgendermassen dar: Ein auftretendes Ereignis wird von einem medialen Apparat auf Basis der diesem Apparat gemässen Regeln und Diskurse in «Nachrichtenform» gebracht, zugleich aber vor dem Hintergrund des *allgemeinen* gesellschaftlichen Diskurshorizonts, also bestimmter zu Verfügung stehender Kodes, mit Bedeutung ausgestattet. Kann eine Nachricht mit keinen oder nur mit randständigen Diskursen in Verbindung gebracht werden, besitzt sie keinen Nachrichtenwert. Auf der anderen Seite kann eine Nachricht nur unter Einsatz der dem Empfänger zu Verfügung stehenden Bedeutungsstrukturen dekodiert werden. Beide Seiten, die Bedeutungsstrukturen 1 und die Bedeutungsstrukturen 2, können in unterschiedlichem Ausmass überlappen. Wenn sie das an keinem Punkt tun, wenn also gänzlich unterschiedliche Kodes in Anschlag gebracht werden, kann keinerlei Verständigung und Konsens bezüglich der Bedeutung der Botschaft hergestellt werden (was nicht heisst, dass Kommunikation als solche deshalb schon gescheitert wäre, denn auch Unverständnis oder Radikalopposition gegenüber der Botschaft ist eine Form von Kommunikation). Wenn die Bedeutungsstrukturen oder besser: *Lesarten* der Botschaft hingegen vollständig überlappen, dann wird die Botschaft in der Tat so «empfangen», wie sie intendiert war. Im Regelfall wird es allerdings nur zu einer teilweisen Deckung beider Kodes kommen, was notwendigerweise dazu führen wird, dass die Bedeutung der Botschaft *ausgehändelt* werden muss.

Was aber ist mit diesem Modell gegenüber einem Transmissionsmodell gewonnen? Unterscheidet es sich überhaupt wesentlich von Transmissionsmodellen? Hall besteht auf mehreren Differenzen. Ich erwähne drei:

Erstens handelt es sich hier nicht um ein technisches, sondern um ein politisches Kommunikationsmodell, denn

welche der Kodierung wie Dekodierung zugrundeliegenden Bedeutungsstrukturen jeweils dominant und hegemonial sind, das entscheidet sich nicht am Kommunikationsprozess selbst, sondern an den gesellschaftlichen Kräften, die hinter ihnen stehen und sie durchsetzen. Geht man mit Hall davon aus, dass die Massenmedien in den meisten Fällen entlang dominanter bzw. hegemonialer Diskurse kodieren, dann muss eine Dekodierungsposition, die einen nur geringen oder keinen Deckungsgrad mit diesen aufweist, als oppositionell bezeichnet werden. Wo man im Transmissionsmodell also von blossem Rauschen, von Störung oder Kommunikationszusammenbruch sprechen würde, spricht Hall von «der Politik des Bezeichnens», dem Kampf im Diskurs» (80).

Das impliziert zweitens, dass der Empfänger oder Rezipient, bzw. eine gegebene *audience* als Gruppe, nicht wie in behavioristischen Modellen als passive Wachsmasse vorgestellt werden darf, in die sich der Stempel der Nachricht einprägt. Vielmehr greift sie aktiv in den Signifikationsprozess ein und bestimmt so die Bedeutung der Botschaft. Von hier aus sollte sich in den späteren Cultural Studies die *active audience*-Forschung entwickeln (s. exemplarisch Morley 1992).

Die dritte Differenz schliesslich betrifft die eigentlichen Grundannahmen des Modells selbst. Hall geht nicht davon aus, dass die Bedeutung einer Nachricht dem Kommunikationsprozess vorgängig ist. Es existiert also nicht zuerst die Botschaft und dann die Übertragung, die möglichst störungsfrei vorstatten gehen muss, damit die Bedeutung der Botschaft bewahrt bleibt. Vielmehr stellt sich die eigentliche Bedeutung des von Hall so genannten «sinntragenden Diskurses» der Botschaft erst im Aushandlungsprozess zwischen unterschiedlichen Kodes her. Das Modell ist also radikal-konstruktivistisch: Bedeutung, oder auch soziale Identität, ist nie schon gegeben, sondern stellt sich immer erst her über einen Prozess diskursiver Artikulation.

4 Der «cultural circuit» als erweitertes Kommunikationsmodell

Aus diesem Grund würde die weitere Analyse der von Hall so genannten «Bedeutungsstrukturen» weiter- und teils über die Cultural Studies hinausführen zu gegenwärtigen Ansätzen der Diskursanalyse, wie sie etwa mit der Critical Discourse Analysis Norman Faircloughs (1989) oder der hegemonietheoretischen Diskursanalyse der sogenannten Essex School um Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (1991) vorliegen. Ob das encoding/decoding-Modell aus diskursanalytischer Perspektive noch produktiv gemacht werden kann, soll hier nicht beantwortet werden (Stuart Hall selbst scheint heute diesbezüglich – und gegenüber seinem eigenen Modell – eher skeptisch zu sein). Allerdings wurde das

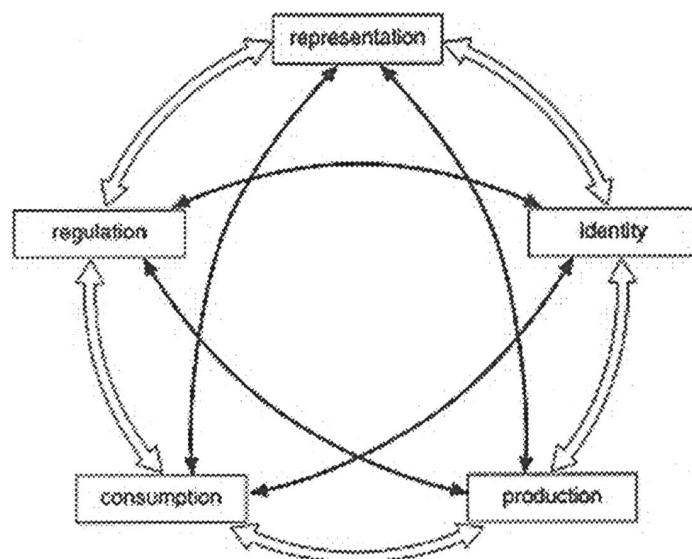


Abbildung 2: Der «cultural circuit»

Aus: Hall, Stuart (1997): *Cultural Representations and Signifying Practices*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.

encoding/decoding-Modell innerhalb der Cultural Studies durchaus weiterentwickelt, und zwar zu einem allgemeinen Modell von Kultur: dem «circuit of culture» oder «kulturellen Kreislauf».

Dieses Modell ist keinesfalls dazu gedacht, eine neue soziologische Grosstheorie aus der Taufe zu heben, sondern dient vor allem heuristischen Zwecken, wie die HerausgeberInnen einer sechsbändigen, auf einen Kurs an der Open University zurückgehenden Buchreihe mit dem Gesamttitel *Culture, Media and Identities* unterstreichen (Du Gay et al. 1997; Hall 1997; Woodward 1997; Du Gay 1997; Mackay 1997; Thompson 1997). Mit den fünf Stationen des *cultural circuit* ist zugleich ein Forschungsprogramm verbunden. Jedes kulturelle oder mediale Artefakt, so die Grundannahme, ist dann und nur dann ausreichend analysiert, wenn es durch alle Stationen des *cultural circuit* hindurch verfolgt wurde: Repräsentation (wie wird ein gegebenes kulturelles Artefakt öffentlich repräsentiert), Identität (wie trägt es im Gebrauch oder im Rahmen kultureller Praktiken zur Konstruktion sozialer Identitäten bei), Produktion (woher kommt es, was ist der u.a. ökonomische Hintergrund seines Entstehens), Konsum (was sind die Verwendungsweisen, denen es unterliegt) und Regulation (unter welchen institutionellen bzw. strukturellen Bedingungen zirkuliert es, welchen Steuerungsversuchen ist es ausgesetzt). Die Autoren eines der Bände haben das exemplarisch anhand eines bestimmten kulturell-medialen Artefakts, des Sony-Walkman, durchexerziert (Du Gay et al. 1997). Wie schon im Fall des encoding/decoding-Modells besteht die eigentliche Pointe des Modells in seiner Multidimensionalität: von jeder der einzelnen Stationen kann und muss man zu allen anderen springen, d.h. ein bestimmter Aspekt – sei es Repräsentation, Identität, Produktion, Konsum oder Regulation – lässt sich immer nur vorübergehend fokussieren, da

er zugleich immer auch alle anderen des *cultural circuit* mitaufruft. Der Kommunikationsprozess, wie ihn das Kodieren/Dekodieren-Modell beschrieben hat, wäre in diesem Modell gleichsam kristallisiert zu einem multidimensionalen Objekt, das sich jeweils unterschiedlich darstellt – je nachdem, von welcher Seite man sich ihm nähert.

5 Fazit: Kompatibilität in der Differenz

Wenn in diesem Aufsatz nur Varianten des Kulturmodells von Kommunikation vorgestellt wurden, so deshalb, weil die verschiedensten Versionen des Transmissionsmodells in kommunikationswissenschaftlichen Fachkreisen als weitgehend bekannt vorausgesetzt werden können. Die Ausführungen dienten dabei ausschliesslich dem Hinweis, dass das Basismodell der Kommunikations- und Medienwissenschaften – also das Kommunikationsmodell, das den eigentlichen Gegenstandshorizont der Disziplin abdecken soll – selbst *nicht eines* ist, man zugleich aber auch nicht von *beliebig vielen* Basismodellen ausgehen kann (was ja den eigentlichen Begriff des Basismodells oder des Gegenstandshorizonts ad absurdum führen würde). Den Kommunikations- und Medienwissenschaften liegt, so lautete die These, vielmehr ein doppeltes Modell oder besser: eine konstitutive Modelldifferenz zwischen dem *transmission view* und dem *ritual view* zugrunde. Wohlgemerkt: Differenz und nicht Opposition. Und zwar deshalb, weil es zum einen zwar erkennbare Unterschiede und einige Inkompatibilitäten zwischen den beiden Modellen gibt, zum anderen aber je nach Untersuchungskontext beide einander ergänzen können. So kommt selbst Carey kommt zu dem Schluss:

«Neither of these counterposed views of communication necessarily denies what the other affirms. A ritual view does not exclude the processes of information transmission or attitude change. It merely contends that one cannot understand these processes aright except insofar as they are cast within an essentially ritualistic view of communication and social order. Similarly, even writers indissolubly wedded to the transmission view of communication must include some notion, such as Malinowski's phatic communion, to attest however tardily to the place of ritual in social life.» (Carey 1992: 21f)

Auch wenn festzuhalten bleibt, dass es natürlich einen Unterschied macht, welches Basismodell jeweils zum Ausgangspunkt der eigenen Untersuchungen gemacht wird, da in beiden Fällen die Analyse mit grosser Wahrscheinlichkeit einen jeweils anderen Weg nehmen wird, sollte es im Disziplinierungsprozess der Kommunikationswissenschaften auf keinen Fall zum Ausschluss der einen oder anderen Seite der Differenz aus der Disziplin kommen. Mit anderen Worten: Die Binnendifferenz sollte nicht zu einer Aussengrenze gemacht werden. Stattdessen sollte sie als eigentliche Chance oder gar Stärke der Disziplin verstanden werden. Denn wird diese grundlegende *innere Differenzie-*

rung

der Disziplin in ein (kommunikationswissenschaftliches) Transmissions- und ein (medienwissenschaftliches) Kulturmodell von Kommunikation als solche akzeptiert, dann ermöglicht diese Akzeptanz wechselseitige Offenheit und somit ein forschungspragmatisch operationalisierbares Ineinander-Übergehen der beiden Seiten der Differenz.³ Von diesem Punkt ausgehend könnte man zu einer umfassenden Analyse der jeweiligen Stärken und Schwächen der beiden Seiten der Differenz kommen, zugleich aber die Differenz selbst nicht als Exklusions-, sondern als Differenzierungskriterium nutzen.⁴ Kurzum, die ausstehende Selbstdefinition der Disziplin sollte, so zusammenfassend das Hauptargument dieses Aufsatzes, nicht durch das Ziehen einer rigiden äusseren Grenze versucht werden (hinter der sich letztlich doch nur eine heimliche *Fremdbe-stimmung* verbergen würde), sondern durch die gleichsam kuratorische und selbstbewusste «Pflege» einer inneren Differenzierung von Kultur und Kommunikation.

Mag. Dr. Oliver Marchart, PhD. Assistent am Institut für Medienwissenschaften der Universität Basel. Jüngste Buchveröffentlichungen: Neu beginnen. Hannah Arendt, die Revolution und die Globalisierung, Wien: Turia + Kant 2005; Techno-Kolonialismus. Theorie und imaginäre Kartographie von Kultur und Medien, Wien: Löcker 2004; Laclau: A Critical Reader, hgg. mit Simon Critchley, London und New York: Routledge 2004. In Vorbereitung: Post-foundational Political Theory, Edinburgh: Edinburgh University Press, sowie Cultural Studies, Konstanz: UVK (UTB).

oliver.marchart@unibas.ch

Anmerkungen

- Zum ursprünglich auf Husserl zurückgehenden Begriff der Siedimentierung (und Reaktivierung) vergl. Laclau 1990.
- Für ein ausführlichere Darstellung vergl. Marchart 2004, sowie zum Modell der Cultural und Media Studies Marchart 2003.
- Bei genauerer Betrachtung findest sich bereits in Stuart Halls encoding/decoding-Modell eine Art Kompromissbildung zwischen beiden Seiten der modellhaften Differenz
- Zugleich erlaubt der Rückgriff auf diese Modelldifferenz den Abgleich kontinentaleuropäischer Ansätze mit der internationalen Debatten sowohl der «communication sciences» als auch der «cultural and media studies». Auch hier wäre die Alternative nicht jene zwischen Regionalität und Internationalität (oder gar zwischen Deutsch/Französisch/Italienisch und Englisch), sondern das Problem würde sich gar nicht als ausschliessende Alternative darstellen, da ja diese Debatten – mitsamt der sie tragenden Wissenschaftskulturen – bereits effektiv *internationale-siert sind*, gesetzt man geht nicht von der Fiktion einer bereits klar disziplinierten, d.h. umgrenzten Disziplin Kommunikationswissenschaft aus.

Literatur

- Carey, James (1992): *Communication As Culture. Essays on Media and Society*. New York und London: Routledge.
- Du Gay, Paul (1998): *Production of Culture/Cultures of Production*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Du Gay, Paul, Stuart Hall, Linda Janes, Hugh Mackay, Keith Negus (1997): *The Story of the Sony Walkman*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Fairclough, Norman (1989): *Language and Power*. London und New York: Routledge.
- Hall, Stuart (1997): *Cultural Representations and Signifying Practices*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Hall, Stuart (2004): *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Hamburg: Argument.
- Laclau, Ernesto (1990): *New Reflections on the Revolution of Our Times*. London und New York: Verso.
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe (1991): *Hegemonie und radikale Demokratie*. Wien, Passagen.
- Laswell, Harold D. (1948): The structure and function of communication in society. In: Bryson (Hg.): *The Communication of Ideas*. New York: Harper and Brothers.
- Mackay, Hugh (1997): *Consumption and Everyday Life*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Marchart, Oliver (2004): *Techno-Kolonialismus. Theorie und imaginäre Kartographie von Kultur und Medien*, Wien: Löcker.
- Marchart, Oliver (2003): Warum Cultural Studies vieles sind, aber nicht alles. Zum Kultur- und Medienbegriff der Cultural Studies. In: *Medienheft Dossier Nr. 19*, 7-14.
- Morley, David (1992) *Television Audiences & Cultural Studies*. London und New York, Routledge.
- Shannon, Claude und Warren Weaver (1949): *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana, University of Illinois Press.
- Thompson, Kenneth (1997): *Media and Cultural Regulation*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Woodward, Kathryn (1997): *Identity and Difference*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.